Verdienen sie noch oder wertschöpfen sie schon?

Autor(en): **Weiss, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **74 (2019)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-976425

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Verdienen Sie noch oder wertschöpfen Sie schon?

Jakob Weiss. Wer kennt einen Bauern, der offen erklärte, durch Umzonung und Landverkauf einen schönen Batzen Geld verdient zu haben? Und der nicht vor allem betonte, wie schlimm es sei, Land zu verlieren. Die geringe Bereitschaft, in diesem Fall über den Geldaspekt zu reden, hängt vielleicht damit zusammen, dass Bauern besonders gut wissen, so erhaltenes Geld oder Vermögen nicht ‹verdient› zu haben. Die ohne Arbeit erlangte Begünstigung löst Scham aus – oder sie löst das bisherige Verständnis von ‹ehrlicher Arbeit› auf. Gewinn durch Landverkauf hat man unverdient abgeschöpft, aus nicht immer erfindlichen Zufällen heraus.

Baugespanne zeigen den höheren Wert an, als es der Weizen tat. Fotos: Jakob Weiss

Reichtum als Begabung

Die hergebrachte Auffassung, Geld oder Kost und Logis gegen körperlich harte Arbeit zu bekommen, ist nicht selten gepaart mit der staunenden Bewunderung für Prunk und dargestellten Luxus. Führt also nicht zwingend zu handfestem Protest gegen jene, die ‹es haben› oder ‹sich leisten können›. Doch anders als bis noch vor einigen Jahrzehnten, ist das **Schwimmen im Geld nicht mehr nur das Resultat von gesellschaftlich gefügten und vorgesehenen Möglichkeiten** für speziell ‹verdiente› Einzelne, sondern ein globales und recht zufälliges Phänomen geworden, das scheinbar jeden irgendwo auf dem Globus treffen kann. Von der am Küchentisch ausgeheckten Idee zum Milliardär mit 30? 400 Mio. für die private Jacht? 20 Mio. für eine Hochzeit? 1 Mio. für die selber designte Kochplattform? Solche Nachrichten gehören irgendwie zu unserem Alltag. Weil diese Dinge jedoch weit weg vom eigenen Möglichkeitsbereich stattfinden (oder für Aufsteigende zum Ziel werden), bleibt privater Reichtum eine bestaunte Begabung, die sich kritischer Hinterfragung mit Formeln wie ‹blosser Neid› oder ‹besonders grosse Verantwortung› zu entziehen weiss.

Das Geld im Boden

Vor einem Jahr wurde der letzte Acker in meiner zum Wohnquartier herangewachsenen Nachbarschaft für den Immobilienmarkt freigegeben. 3000 Quadratmeter erzielten 10'000'000 Franken. Das ist mehr, als Weizen oder Raps in vergangenen Jahren eingebracht hatten. Anlass für den unwiderruflichen Schritt war der Tod der betagten Eigentümerin und die nachfolgende Erbteilung – Normalität in der steuergünstigen Agglomeration. Statt frischer Saat spriessten rasch die Baugespanne. An einem Informationsabend mit Apéro stellte der neue Besitzer, ein Immobilienmensch, sein Projekt für die Überbauung vor: Zuerst lobte er das Bestehende, die gut erschlossene Lage in Wald- und somit Naturnähe, den nahen See, die nahe Stadt, und er äusserte auch Gefallen an den «gepflegten Gärten» der umliegenden Eigentümer (obwohl bei neueren Überbauungen nur Fertiggärten hingestellt werden und sich dafür «Wohn-Landschaften» gegen Innen ausbreiten). Dann sagte er zu den Anwesenden, sein mit Einfühlung erarbeitetes **Bauprojekt bedeute eine «Aufwertung des Quartiers».**

Als betroffener Anstösser schluckte ich leer und wartete ab. Tatsächlich ist der verbliebene Acker nicht mehr das, was man schöner Naturlandschaft zurechnen möchte. Auf der isolierten Parzelle **wurde nur noch Direktzahlungslandwirtschaft betrieben.** Immerhin aber war das Wachsen der Frucht in den Jahreszeiten, die offene Weite nach der Ernte, die Spannung, was als nächste Saat keimen würde, eine nicht nur von Hunden und Katzen geschätzte Lichtung im Allmendboden genannten Quartier. Die Idee ‹Allmend› wird mit der geplanten Überbauung definitiv Vergangenheit. Zu 100 Prozent unterteilt in private Parzellen, steigt jetzt vielmehr der Druck auf weitere Optimierungen. Denn anders als im neuen Vorhaben, wurde noch nicht bei allen Grundstücken der Wert ‹Nutzung der maximal erlaubten Baumasse› ausgeschöpft.

Gegenüber einem Acker sind 17 Eigentumswohnungen, verteilt auf drei Blöcke mit Fensterfronten und Balkonen, vermutlich mit bewässerbaren Schilfgrasbündeln und japanischem Ahorn auf dünner Erdschicht über der Tiefgarage bepflanzt, mit schön platziertem Findling beim Gästeparkplatz und Plattenweg zum Grillplatz ... eine ‹Aufwertung›. Weil diese Sicht auf Zahlen und Ausnutzung so normal erscheint, hat bis zum Schluss der Präsentation auch niemand gemurrt, sondern vielmehr der noch extra hervorgehobenen Fassadengestaltung Anerkennung gezollt.

Ethik als Zutat

Einige Monate nach diesem denkwürdigen Abend erhielt ich von der **Österreichischen Gesellschaft für Agrarökonomie** eine Einladung für die Jahrestagung 2019. An der Uni Innsbruck wird der Landwirtschaft unter dem Titel «Perspektiven wertebasierter Wertschöpfungsketten» mit Referaten und Workshops gedacht. Als ehemaligem Landwirt (in bergigem Gebiet ohne Bauland) lupfte es mir diesmal auch ohne Angaben von Quadratmeterpreisen den Hut, es waren einmal mehr die gewählten Worte: wertebasierte Wertschöpfungsketten! Geht es da wirklich um Landwirtschaft? Heisst das überhaupt etwas? Oder ist dieser Tagungstitel einfach nur ein Lapsus? Dann schwante mir: In der Vorstellung der VeranstalterInnen **ist es vermutlich das Gleiche, Werte und Geld,** denn der Titel vereint den ethischen mit dem finanziellen Aspekt ganz natürlich. Er lässt aber durch die zweifache Verwendung des entscheidenden Wortes mitschwingen, dass es um etwas Verschiedenes gehen könnte. Das Verstecken von Preisen hinter Werten und Werten hinter Preisen geschieht in unserem Konsumalltag ja auch ganz natürlich, leider aber passiert es offensichtlich auch im Wissenschaftsbetrieb: Ethik nicht als Leitprinzip, sondern als Zutat.

Trügerische Wortbilder

Mehr Wertschöpfung auf die Bauernbetriebe zu bringen, ist heute ein breit abgestütztes Postulat und eine verständliche Forderung angesichts der Margenabschöpfungen, die vor und nach der eigentlichen bäuerlichen Arbeit auf dem Hof getätigt werden. Denn während die Grossverteiler ständig wachsen und zunehmend mehr Leute auch unterwegs noch billig essen, stagniert das Einkommen der Bauern und es werden ihrer täglich immer weniger. Doch **die Vorstellung einer ‹Wertschöpfungskette› ist die denkerische Rutschbahn aus der Spielwarenabteilung der anderen Wirtschaft.** Sie taugt im industriellen und gewerblichen Sektor als Bild für den Verarbeitungsweg vom Rohstoff bis zum verkäuflichen Endprodukt: durch Be- und Verarbeitung wird ein Gut kostbarer. Wertschöpfung jedoch in diesem Sinn auf die Bodenbewirtschaftung zu beziehen, ist eine verkürzende und verzweckende Sichtweise, in der die entscheidenden biologischen Prozesse und natürlich gegebenen Bedingungen keinen Platz finden. Im Haushalt der Natur rutschen die Dinge eben nicht so, wie sie es im Haushalt der menschlich gefertigten Gesellschaft tun. Nahrungsmittel sind als frisch geerntete am wertvollsten.

Bäuerliche Arbeit: Lebensprozesse zu lenken hat keinen Preis

Bauern lassen wachsen, sie unterstützen die natürlichen Vorgänge und ernten, was der Boden ihnen gibt – dank kleinster Lebewesen, Licht und Wasser. Das alles hat keinen Preis, sondern ist quasi Geschenk. Glücksfall Erdatmosphäre. Der Bauern und Bäuerinnen Arbeit besteht im Kern darin, diesen Glücksfall nicht zu torpedieren. Das heisst, allein nach ökologischen Kriterien – nachhaltig – zu wirtschaften. Sobald irgendwelche Marktmechanismen oder ökonomischen ‹Gesetze› als bestimmende Konzepte ins Spiel kommen, gerät das Ökologische aus den Fugen. Womit zugleich auch gesagt ist, dass ein Bauer kein Industriearbeiter und kein Dienstleister sein kann. Seine Verantwortung gilt allein dem Boden. Und nicht der Wirtschaft. Mit dem Wort ‹Boden› sind biologische Vielfalt bzw. Biodiversität von Flora und Fauna mitgemeint, Begriffe, die meist abstrakt und ohne Bodenhaftung unsere Gespräche schmücken. Wie sich mit geernteten Nahrungsmitteln Geld machen lässt, das steht in einem anderen Buch. Dafür sind andere als die Bauern zuständig.

Natürlich ist es notwendig, dass die landbewirtschaftenden Menschen von ihrer Arbeit leben können. Diese muss jedoch nach anderen Kriterien entgolten werden als gewerbliche Arbeit. Zu meinen, ein Bauer oder eine Bäuerin müsse mehr und mehr zur ingenieurstechnischen oder dienstleistenden Arbeitskraft werden (die sich die effektiv bäuerliche Arbeit durch Nebeneinkommen ermöglichen sollte) – das ist der unbemerkte Widersinn, der als *common sense*[1] unsere heutige Anschauung der Landwirtschaft beherrscht. Nichts gegen einen Hofladen in Dorf- oder Stadtnähe. Schule auf dem Bauernhof, bestens. Und wenn irgendwo das Lamatrekking etwas Haushaltgeld bringt, auch gut. Ebenfalls sind Projekte der solidarischen bzw. vertraglichen Landwirtschaft unterstützenswert. Aber primär gilt: Bauern sind für die nachhaltige Bewirtschaftung der fruchtbaren Böden in unseren weiten Landschaften zuständig.

Philippe Matile, ein früher Verfechter der biologischen Landwirtschaft und Professor für Botanik, formulierte das fundamental Einfache so: *«Der biologische Bauer betreut sein landwirtschaftliches Ökosystem, indem er versucht, die Lebensprozesse so zu lenken, dass eine optimale Produktion erzielt wird. Dabei vermeidet er Massnahmen, die auf einen Ersatz für biologische Aktivitäten hinauslaufen.»*[2] Ganz wichtig ist der zweite Satz, besonders wenn wir an den Energieverschleiss in der Landwirtschaft denken. Doch auch der erste Satz ist eine klare Anweisung und einleuchtend. Leider hat man das Wortpaar ‹optimale Produktion› gründlich missverstanden. Entblösst vom genannten Kontext und sinnentstellt durch die **Verwechslung von optimal und maximal,** ist

Fünf Meter tief wird die Ackerfläche für den geschützten Platz für Autos ausgeschöpft.

es zum falschen Grundsatz landwirtschaftlichen Tuns geworden.

Das falsche Denkmodell

Bei einer Eisenerz- oder Goldmine sind Konzerne sich gewohnt, nur ein Minimum an Kosten für Ausbeutungsrechte zu bezahlen und dem landbesitzenden Staat zu versprechen, im Gegenzug wirtschaftlichen Aufschwung und Fortschritt zu bringen.[3] Ähnlich werden heute Bauern betrachtet, nämlich als jene, die den Boden möglichst preisgünstig auszubeuten haben, damit mit ihren Produkten Handel betrieben werden kann. Tun sie es mit zu viel Rücksicht auf die Natur, müssen sie entweder durch skrupellosere Bauern ersetzt werden oder sie sind gezwungen, sich mit Arbeitsleistungen ausserhalb der eigentlichen Bodenbewirtschaftung selber querzufinanzieren: mehr ‹Wert› anderswo zu erzeugen, als nur durch den Anbau von (zu billigen) Nahrungsmitteln auf den eigenen Feldern. Es ist der erste Schritt, um aus dem bäuerlichen Beruf auszusteigen und sich gewerblicher oder industrieller Arbeitsauffassung anzunähern. **Je besser dieser schleichende Verrat am ursprünglichen Beruf gelingt, umso erfolgreicher fühlen sich Bauern und werden gerne zu ‹Produzenten› und ‹Unternehmern›.** Sie machen das gesellschaftlich Richtige und von der Schulmeinung Propagierte. Leider ist nichts falscher für eine nachhaltige Landwirtschaft, als diese strukturell erzwungene Abwendung von der sorgfältigen Bodenbewirtschaftung. Aus unerfindlichen Gründen wird die Arbeit mit dem Boden von der Bevölkerung nicht *wert*-geschätzt: Nahrungsmittel dürfen beinahe nichts kosten. Bauern sind deshalb fast überall auf der Welt die wirtschaftlichen Sorgenkinder – und sollten verschwinden, solange sie sich nicht der herrschenden Ökonomie beugen. (Nota bene: Nirgends kann man sich, gemessen am Verdienstniveau, billiger ernähren als in der Schweiz.)

Diese Kette zog keinen Mehrwert ans Tageslicht. Der vom Gletscher zurückgelassene Findling.

Nachhaltig wertschöpfen – ohne Kette

Tatsächlich ist Landwirt einer der seltenen Berufe, die Werte im nichtfinanziellen Sinn (ab)schöpfen können: Es sind die Gaben der Natur wie Äpfel, Kirschen, Kartoffeln, Rüebli, Weizen, Tomaten, aber auch Milch und Fleisch. Schon der Käse oder der Rindsbraten sind ein Schritt weg vom Bauernhof in die Verarbeitungs- bzw. sogenannte Wertschöpfungskette hinein. **Eine nachhaltige Landwirtschaft wird es nur geben können, wenn der Unterschied zwischen gewachsenen Gütern (die ‹gratis› sind) und hergestellten Produkten (die ihren Preis haben) erkannt wird:** Die beiden ungleichen Geschwister müssen sowohl politisch wie ökonomisch unterschiedlich bewertet – also auch verschieden behandelt – werden. Teurer wird eine richtig verstandene Land-Wirtschaft oder Agri-Kultur auf keinen Fall. Sie wird hingegen ehrlicher und wächst uns wieder mehr ans Herz, anstatt im trüben Wasser von Skandalmeldungen und folkloristischen Festakten zu dümpeln.

Wertschöpfungskette als Metapher

In Bildern zu sprechen ist beliebt. Es wird aufgegleist, da werden Pakete geschnürt und Projekte gestemmt – kein Ponyhof! Man schuftet zielgerichtet, muss sich auch noch Termine freischaufeln. Sprachbilder oder Metaphern heben durch Vergleich stets etwas hervor, lassen aber gleichzeitig anderes zurücktreten. Sie beeinflussen dadurch unser sogenanntes Framing: Mit dem aufgerufenen Bild setzen sie den Deutungsrahmen fest, den wir dem Wort zuordnen und gedanklich mittragen. Ein Gleis führt direkt und eben, nicht auf Umwegen ans Ziel. Ein geschnürtes Paket ist nicht leer, das zu stemmende Projekt keine Aufgabe für einen Hobbyhandwerker. Durch ihre deutliche Bildwahl werden Metaphern zu stillen, das heisst unbegründeten Behauptungen. Dank ihrer Plausibilität wirken sie manipulativ, **wir lassen uns vom sprachlichen Bild fesseln. Metaphern üben einen Sog aus** – ausser wo sie völlig danebengreifen und sich selber als verlogene Phrase entlarven. Für ein umfassendes Verständnis des Gesagten oder Geschriebenen ist es deshalb wichtig, mit dem durch das Wort-Bild Herausgestellten auch die **Hinter- oder Schattenseite,** das Verschwiegene zu bedenken. Ein Pflanzenschutzmittel schützt nicht nur, es vergiftet auch Pflanzen. Schliesst man diese Dialektik zwischen Hervorhebung und Unterdrückung des Metaphorischen auf, ergeben sich spannende neue Aspekte – und mit der Gegenüberstellung verschiedener möglicher Wort-Perspektiven tauchen fast immer klärende Argumente auf. Metaphern sind also auch eine Art Gedankenschlüssel.

Wenn man etwas schöpft, handelt es sich um eine Flüssigkeit oder allenfalls einen Brei. Man tut es mit einer Schöpfkelle oder einem anderen Utensil mit Höhlung, es kann auch die eigene hohle Hand sein. Damit die Arbeit sinnvoll wird, sollte geschöpfte Flüssigkeit in einen Auffangbehälter kommen, in ein Becken oder auch in den eigenen Mund. Ob es sich bei der Flüssigkeit um ein Meer handelt oder um ein Rinnsal, das sich in einer Vertiefung nur tropfenweise ansammelt, das steht offen bzw. ist kontextabhängig. Der Geste des Schöpfens haftete Grosszügigkeit an. Suppe zu schöpfen war der Inbegriff einer

mütterlichen Tätigkeit. Schliesslich: Alles, was ist, heisst in einem Wort zusammengefasst: Schöpfung.

Die Kette ist ein starkes Symbol für Zusammenhalt, «das schwächste Glied in der Kette» eine beliebte metaphorische Redeweise. Ketten sind oft unzerstörbar gedacht, wie die gewaltige Ankerkette, die an der Expo 2002 in Murten die Strasse säumte. Daneben gibt es zarte Schmuckketten, die in schweizerischen Dialekten im Diminutiv zur Sprache kommen: Sie oder er trägt ein Goldketteli. Nahrungskette verbildlicht die Abhängigkeit der Jägerpopulation von der Beutepopulation und weist auf eine Hierarchie hin, die gewöhnlich den Menschen zuoberst sieht. Kettenraucher zünden an der verglühenden die neue Zigarette an. Die geschlossene Fahrradkette treibt ein ganzes Gefährt an, während die Kettenreaktion das Vermeidbare irreversibel ablaufen lässt.

Bei der **Wertschöpfungskette** wird an einen Anfang und ein Ende gedacht, zwei voneinander entfernte Punkte sind miteinander verbunden (kein Rundlauf). Bleibt man strikt beim Bild der Kette, ist das Überspringen eines einzelnen Glieds nicht möglich. Auch kann kein zusätzliches Glied eingebaut werden. Auf alle Glieder muss Verlass sein, keines ist entbehrbar. Obwohl sie alle gleich sind (das Kettenglied heisst auch Gleich), werden nicht immer alle gleich beansprucht bzw. gebraucht: Das letzte Glied kann entscheidend zum Einhängen sein oder bloss überzählig herunterhangen. Was das Bild einer Kette auf keinen Fall tut: es assoziiert nicht die Freiheit. Eher legt man jemanden in Ketten. Wenn er sie sprengt – dann herrscht Freiheit.

Werte sind also flüssig wie Wasser, vielleicht zahlreich genug, um ein Meer zu füllen, oder so spärlich vorhanden, dass es Geduld braucht, sie zu schöpfen. Dazu passt die zwar bewegliche, aber doch starr gefügte Kette schlecht. Sie kann mit Flüssigkeiten und flüchtigen Stoffen gar nichts anfangen, ist allzu deutlich definiert, um mit dem Undefinierbaren in Verbindung zu treten. Dafür bindet sie zuverlässig ein, hält Festes zusammen, sichert ab. **Während die wert-volle Flüssigkeit Leben assoziiert, steht die dienst-leistende Kette für tote Struktur.** Von hier aus sei es jeder und jedem selber überlassen, die Wertschöpfungskette weiter zu denken. •

---

[1] *Juri Auderset und Peter Moser zeigen, wie die neoliberale Denkweise die Schweizer Landwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg eroberte und zum ‚common sense' wurde. J. Auderset, P. Moser: Permanenz des Unbehagens. Epistemischer Wandel und agrarpolitische Re-Regulierung im Zeitalter des Neoliberalismus. In: Regula Ludi, Matthias Ruoss, Leena Schmitter (Hg.), Zwang zur Freiheit. Krise und Neoliberalismus in der Schweiz. (Zürich, 2018)*

[2] *In: Beiträge zur Förderung der biologisch-dynamischen Landwirtschaft. Oktober 1973.*

[3] *Die laufende Konzernverantwortungsinitiative will der groben Missachtung der Natur und der Menschenrechte entgegentreten. Unbedingt lesenswert in diesem Zusamenhang: Stephan Lessenich, Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis (Berlin 2016).*

Wenn die Alternative Mainstream wird – was dann?

Siegfried Jäckle. Die Biopioniere wollten die Welt verändern, doch die Welt hat Bio verändert. Dabei hat sich die Welt schneller zur Konsumwelt gewandelt, als es die Landwirtschaft kann, weil sie an biologischen Jahresläufen hängt.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, nachdem ich den Brief von der neunzigjährigen Biopionierin Waltraud Colsman gelesen hatte, der dann in Kultur und Politik 2/2019 abgedruckt wurde. Warum aber schrieb sie mir, als Vorsitzendem des «Forum Pro Schwarzwaldbauern»? Diese Frage trieb mich um, denn wir waren uns nur einmal begegnet, als ich auf Einladung ihres Mannes bei Bauerntagen 2010 im württembergischen Weckelweiler einen Vortrag halten durfte. «Die Bauern zwischen Weltagrarbericht und europäischer Agrarpolitik» war mein Thema. Als ich mir meine Präsentation jetzt wieder anschaute, fiel mir auf, **wie zaghaft ich versucht hatte, die Widersprüche zwischen Weltagrarbericht und europäischer Agrarpolitik zu erklären.** Die Auseinandersetzung mit diesem Konflikt muss sie sich gemerkt haben. Denn ich hatte versucht zu erklären, warum die Politik nicht der im Weltagrarbericht postulierten agrarökologischen Ernährungskultur folgte, sondern gefangen ist vom ‹Markt› und seinen technischen und chemischen Innovationen. Dies führte unterdessen immer klarer zu der von Waltraud Colsman erkannten Lücke zwischen Ruschs Thesen von Bodenfruchtbarkeit und Nigglis Robotisierung. Anhand meiner Erfahrung aus der Entwicklung des biologischen Landbaues im Schwarzwald will ich nun zu erklären versuchen, wieso sich Landwirtschaft nicht nach den Vorstellungen der Biopioniere verändert hat.

Wie ich auf den biologischen Landbau gekommen bin

Diese Erklärung vorneweg, weil ich erst spät auf die Biopioniere gestossen bin. Als junger Landwirtschaftsberater hatte auch ich an den technischen und chemischen Fortschritt geglaubt. Ich stand aber auf den Schwarzwaldhöfen, die mit mir diesem Glauben gefolgt sind, bald vor Problemen mit dem Stumpfblättrigen Ampfer (in der Schweiz Blacke), der sich auf Wiesen und Weiden ausbreitete. Alle Bekämpfungsversuche blieben Strohfeuer. Der Satz des Schweizer Grünlandökologen Dr. Walter Dietl: **«Das Futter soll von der Wiese und nicht vom Bahnhof kommen»,** machte mich hellhörig. War doch Kraftfutterzukauf ein Teil des Fortschrittsglaubens. In der gleichen Zeit fielen einem Allgäuer Grünlandberater bei Bodenuntersuchungen steigende Nährstoffgehalte auf Wiesen und Weiden bei Düngung nach Empfehlung auf. Er verglich die über Dünger und auch über Futtermittel zugekaufte Menge an Mineralstoffen mit der mit Milch und Fleisch verkauften Menge und stiess auf beachtliche Überschüsse. Dabei stellte er fest, dass nur etwa 15 % der im zugekauften Futter enthaltenen Mineralstoffe den Hof mit Milch und Fleisch verlassen. Die Verbreitung des Stumpfblättrigen Ampfers ist also Zeichen eines überbordenden Nährstoffkreislaufes.

In der gleichen Zeit bin ich dem Erfinder des Ladewagens **Ernst Weichel** begegnet, der bei einem Vortrag über die Zukunft der Landwirtschaft die Gesundung der Böden über biologischen Landbau in den Mittelpunkt stellte. Ich organisierte eine Lehrfahrt zu ihm auf den Iltishof südöstlich von Stuttgart, aber die von ihm nach Rusch ent-